

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 272.

Sonntag, 19. November.

1916.

Und das Glück kam.

(I. Fortsetzung.)

Von Elisabeth Fries.

(Nachdruck verboten.)

Philipp nahm sich zusammen. Er ahnte nicht, daß der Freund ihn beobachtet hatte.

„Nun erzähle von dir“, bat er herzlich. „Was tust du und was planst du? Ich hoffte immer, du würdest nach den Inseln kommen.“

„Das will ich auch. Wer weiß, vielleicht fahre ich im Herbst mit dir. Vater will, daß ich mich noch mehr im Kaufmännischen ausbilde, darum bin ich jetzt hier in Großvaters Bank. Dann bin ich aber nachher mit deutscher Gründlichkeit ausgebildet — so etwas haben die hawaiischen Inseln nicht zum zweitenmal gesehen: Abitur, Jura studiert — sogar den Dr. hab' ich in der Tasche — ein halbes Jahr Zuckerfabrik in Magdeburg und nun noch Kaufmann! Du mußt selbst sagen, wenn ich es nun nicht zu Millionen bringe, dann ist es der Fehler meines fürsorglichen alten Herrn sicher nicht.“

Philipp nickte. „Wie geht es deinen Eltern? Und was machen deine Geschwister?“

Der Zug hielt. Randolph nahm Philipps Handtasche und sagte gelassen: „Das wollen wir alles nachher beim Essen besprechen. Es ist dir doch recht, wenn ich zu dir komme? In deinem Hotel ist man ganz leidlich. Die weitere Führung übernehme ich.“

Er setzte Philipp Herber im Hotel ab und versprach um acht Uhr wieder zu kommen. Der Enkel des Senators Heubach schien im „Hotel Europa“ wohl bekannt zu sein, er wurde respektvoll gegrüßt und der Gast, den er brachte, wurde mit besonderer Sorgfalt behandelt. Philipp lächelte in sich hinein, als er in ein elegantes Zimmer im ersten Stock geleitet wurde. Der Umstand, daß Randolph ihn hier abgeliefert hatte, würde seine Hotelrechnung erheblich verteuern, aber das schadete nichts. Flüchtig dachte er daran, wie er vor zehn Jahren hier in Bremen nach einer durchfahrenen Nacht angekommen und gleich nach Bremerhaven weitergereist war. Er meinte, sich vor sich zu sehen in seiner bescheidenen Ausrüstung, ängstlich und unsicher und doch voll unbestimmter Erwartungen von einer reichen und glücklichen Zukunft.

Während er sich umkleidete, kamen die Erinnerungen, in denen er vorher unterbrochen worden war und die nun durch das Erscheinen Randolphs lebhafter angeregt waren, in verstärktem Maße wieder. Durch Herrn Konsul Heubach war Philipp Herber seinerzeit auf den Gedanken, nach Hawaii zu gehen, gebracht worden. Er hatte die um einige Jahre jüngeren Söhne des reichen Mannes, die bei der Übersiedelung der Eltern nach Wiesbaden nicht viel Deutsch gekonnt hatten, sehr gefördert und Jahre hindurch ihre Schularbeiten überwacht. Sein bescheidenes und doch frisches Auftreten hatte dem Konsul gefallen, und er hatte sich gelegentlich nach Philipps Plänen für die Zukunft erkundigt. Dabei hatte es sich herausgestellt, daß dieser noch gar nicht so recht wußte, was er werden sollte. Er hatte im letzten Jahre den Vater verloren; aber es lockte ihn nicht, sein Leben in der Enge des

kleinen Taunusbades zu verbringen, wie dieser und vor ihm schon der Großvater es getan hatte. Ohne es sich klar zu machen, hatte der begabte Junge es wohl stets als unbegreiflich empfunden, daß der Vater sich mit dem untätigen Leben, wie es sein Beruf mit sich brachte, abgefunden hatte. Denn selbst in den Sommermonaten, wenn das Haus voller Gäste war, blieb die eigentliche Arbeit der Mutter vorbehalten. Der Vorschlag des Konsuls, sich für einen Beruf auf den Inseln, von denen in dem reichen Hause soviel die Rede war, vorzubereiten, rief begeisterten Widerhall in der Seele des Jünglings hervor. Überall hingen in Villa Eugensland Bilder aus dem „Lande des Sonnenscheins“, wie Hawaii hier und da in Büchern, welche die Freunde ihm geborgt hatten, genannt war. Die kostbare Einrichtung des Hauses hatte durch alle möglichen besonderen Gegenstände, welche von den Inseln mitgebracht waren, ein fremdartiges Gepräge. Eine alte Dienerin der Frau Heubach, die mit „drüben“ geweten war, sang zur Laute Lieder von seltsamer Schwermut. So war Philipps Phantasie von jeher mächtig angeregt worden, und es war, als habe der Gedanke, selbst dahin zu fahren, wie das Leben so leicht und angenehm dahinsfloß, längst in ihm geschlafen und sei nur durch den Konsul geweckt worden.

Die Mutter, Frau Johanna Herber, war fast sofort einverstanden gewesen, als Philipp ihr bei seinem nächsten Besuche in Schwalbach von seinen Plänen sprach. Sie hatte seit Jahren nur mit Menschen zu tun, die viel reisten — in „Villa Friede“ wohnten sehr viele Engländerinnen und Amerikanerinnen — und die weite Entfernung besaß keine Schrecken für sie. Sätte der Junge studieren wollen, so hätte das noch Jahre hinaus große Opfer von ihr vorausgesetzt. Und hätte er darauf gerechnet, „Villa Friede“ einmal zu übernehmen, was hätte dann aus Marielchen und Friede werden sollen? So aber sollte er auf Herrn Heubachs Rat nur ein Jahr bei Fresenius Chemie studieren und dann ein halbes Jahr nach Magdeburg in die Zuckerfabrik, ehe er abreiste. Die Reisekosten wollte der Konsul vorstrecken, die Mutter hatte also nur für Kleidung zu sorgen.

Philipp Herber empfand noch heute deutlich das schmerzliche Gefühl, das ihm bei den praktischen Erwägungen, die seine Mutter damals so naiv vor ihm anstellte, das Herz zusammengeknüpft hatte.

Er war jetzt mit Umziehen fertig und setzte sich, da noch fast eine Stunde Zeit war, bis Randolph wiederkommen würde, auf den Balkon, der einen hübschen Blick auf die Stadt gewährte. Langsam zündete er sich eine Zigarre an, aber seine Gedanken schweiften immer weiter in die Vergangenheit zurück. Wie eigentümlich war das doch: Dinge, an die er seit Jahren nicht gedacht hatte, stiegen aus der Erinnerung herauf, sowie er den Fuß auf deutschen Boden setzte hatte! Es war nur gut, daß Randolph ihm heute Abend Gesellschaft leisten würde, sonst würde ihn wohl die Ungebuld, endlich nach Hause zu kommen, packen, deren Befehlen ihm

die ganze Zeit, solange er sich auf der Reise befand, als schwerer Mangel fühlbar geworden war.

Es war ja richtig: Ein recht innerliches Verhältnis hatte er nicht zu seiner Mutter gehabt, so sehr er anerkannte, wie sie sich zeitweilig abgemüht hatte, und wie treu sie es meinte. Aber ihr ging wohl das Empfinden ab für des Sohnes Eigenart; er war anders als sie, und daher verstand sie ihn vielleicht nicht. Von den Schwestern hatte Philipp nur eine unklare Vorstellung. Sie waren erst zehn und zwölf Jahre alt gewesen, als er fortging, und die Briefe, die sie ihm zum Geburtstag und zu Weihnachten geschrieben hatten, oder wenn er ihnen ein reiches Geldgeschenk zu ihren Geburtstagen gemacht hatte, dienten nicht dazu, ihm einen Einblick in ihr Wesen zu gewähren. Philipp nahm ein Bild aus seiner Brieftasche und suchte aus den zwei anscheinend sehr hübschen Mädchenköpfen herauszulesen, was sie ihm wohl sein könnten. Allmählich geriet er in eine lebhaftere, freudige Aufregung. Es hatte bis jetzt wie eine dumpfe Bekommenheit auf ihm gelegen, etwas wie Furcht vor dem, was die Heimat ihm anhaben könnte.

Philipp Gerber hatte sich mit der Zeit auf Kauli beglücklich eingelebt, wo ein Kreis von sympathischen Menschen sich zu engem Verkehr zusammengeschlossen so daß er nur ungern dem Drängen der Mutter nachgegeben und sich zu dieser Reise nach Deutschland aufgemacht hatte. In den ersten Jahren, als er noch zuweilen den brennenden Wunsch gehabt hatte, wenn auch nur für kurze Zeit die Heimat wiederzusehen, hatte sich die teure Reise von selbst verboten; denn von dem damals noch bescheidenen Gehalt hatte er nach und nach die beträchtlichen Kosten für die Hinreise an Konsul Seubach zurückerstatten müssen. Dann war er vorwärtsgekommen, aber die Nachricht, daß Alix Seubach seinen Freund Dille geheiratet hatte, hatte ihm die Lust zu einem Besuch in der Heimat genommen.

Und nun war er hier, und er täuschte sich nicht; er freute sich ganz ausnehmend darüber!

Von der Straße klang ein aus der Schulzeit wohlbekannter Pfiff: „Kommit du nit, dann geh' ich fort.“ Philipp sprang auf, richtig, dort drüben lachte Randolph zu ihm herauf und verschwand gleich danach im Eingang des Hotels. Es klopfte, schon war er oben.

Philipp ging ihm entgegen und drückte ihn ohne Umstände fest ans Herz.

„Es ist die größte Freude, die ich mir hätte denken können, dich hier zu haben“, sagte er, und seine ernsten, dunklen Augen leuchteten.

Randolph, der den Freund fast um Haupteslänge überragte, war gerührt. Er preßte Philipps sehnige, schmale Gestalt fest an sich und sagte:

„Weißt du nun, warum ich zuletzt gar nicht mehr schrieb? Ich wollte dich überraschen und freue mich, daß es mir so völlig gelungen ist.“

Das gemeinschaftliche Abendessen für die Hotelgäste war schon vorüber. Die Freunde wählten sich ein lustiges Plätzchen auf der Veranda, wo sie eine von Randolph zusammengestellte Mahlzeit zu sich nahmen.

„Wie ich dich kenne, legst du nicht Wert genug auf Essen und Trinken“, sagte er lachend, „sonst könntest du nicht so tannenschlank sein mit deinen dreißig Jahren.“

„Das macht das Leben in den Tropen“, erwiderte Philipp, „du wirst es noch an dir selbst erfahren. Wir sind alle schlank da drüben.“

„Meinst du, daß es nur von der Hitze ist?“

„Das wohl auch. Aber wir treiben sehr viel Sport und essen und trinken wenig. Soviel wie wir heute trinken wir höchstens einmal bei Gesellschaften.“

(Fortsetzung folgt.)



Nichts ist leichter, als Behauptungen aufzustellen; nichts schwerer als sie zu beweisen.

Hans Götgen.

Im Temöser Paß.

„Nach der Schlacht bei Segaras zog meine Division den Rumänen nach, um sie durch den Törzburger Paß in ihr eigenes Land zurückzuwerfen. In Litofan wurde unser Bataillon mit einem Sonderauftrag betraut. In der Nacht vom 8. auf den 9. Oktober kamen wir nach einem überaus beschwerlichen Nachtmarsch durch Schluchten, bergauf, bergab, an unser Ziel, den Temöser Paß. Wir stiegen etwas hinunter ins Tal und sahen rechts von uns auf der Höhe Predeal in der Morgensonne liegen; ein Zug, anscheinend schwerbeladen, tauchte langsam den Schienenstrang zu dem Grenzzert empor. Und unter uns zogen Kolonnen auf Kolonnen, Infanterie, Artillerie und wieder Kolonnen. Autos, Reiter in endloser Reihe dahin. Ein wunderbar prickelndes Gefühl, so über dem Feind zu liegen, der, sich schneidend, seinen Rückzug fortsetzte. Was sollten wir tun? Unser kleines Häuflein hätte wohl etwas Verwirrung in den feindlichen Kolonnen angerichtet, aber von uns wäre wohl niemand aus diesen steilen Höhen heil zurückgekommen. Inzwischen wandt sich der Feind wie eine riesige Schlange auf der breiten Straße dahin. Gegen Mittag mußten wir wieder zurück. Weil unsere Bagage, die wir in einem Tal zurückgelassen hatten, von feindlichen Kräften in Stärke eines Bataillons angegriffen wurde. Als wir am Platz erschienen, hatte der Zug, der zur Bedeckung dort verblieben war, den Feind schon verjagt. 2 Geschütze, die ebenfalls dort standen, hatten tapfer mitgeholfen. Der Leutnant hatte die Rohre gegen den schon auf 100 Meter nahen Feind gerichtet. In wirrer Flucht stürzte der Gegner davon, in altbekannter Weise alles den sich werfend. Einige tote Rumänen zeigten den Weg, den der Feind genommen hatte. Am nächsten Morgen zogen wir wieder zu unserer alten Stelle im Paß. Meine Kompagnie lag auf einer Vergnase, die sich ins Paßtal erstreckte. Einige Gruppen gingen bis zur Straße und der Bahnlinie vor, die sich unten am Fuß hinzogen. Links von uns erkundeten wir die Nachhut der Rumänen, die sich eingeschlangt hatte, um die von Kronstadt nachdrängenden Österreicher aufzufallen. Wir lagen ihnen im Rücken. Die österreichische Artillerie schob auf die Gräben. Plötzlich gingen die Rumänen so weit zurück, daß sie gerade vor uns lagen. Dort suchten sie sich in einer Mulde häuslich einzurichten. Nun war für uns der richtige Zeitpunkt gekommen. 2 Maschinengewehre in der Mitte der Kompagnie ratterten und knatterten auf die ohnungslosen Rumänen los. Sei, war das ein Schreck für die Kerle. Was nicht niedergemäht wurde, stürzte Hals über Kopf den Bergabhang hinauf im Feuer der Kompagnie. Nur einigen gelang es, den schützenden Wald zu erreichen. Die übrigen blieben liegen und stellten sich tot. Sofort ertönten unsere Trillerpfeifen. Stopfen! Bald erhob sich hier einer, bald dort und versuchte, fortzulaufen. Das war ein Spaß für unsere Leute. Das Geknalle auf das laufende Wild begann wieder. Aber wenn sich wieder alles hingeworfen hatte, fiel kein Schuß mehr. Mit Munition muß man immer sparen auf solchen Sonderfahrten. Jetzt war es Zeit, zurückzugehen, d. h. ins Tal hinabzu steigen, und Gefangene zu machen. Ein Zug ging vor. Wie die Rumänen das sahen, winkten sie mit weißen Tüchern, mit Hemden. Einige, die schon hoch am Berge lagen, wollten zwar noch austneifen, wurden aber durch ihre Kameraden durch Ruf zurückgehalten. Böpernd kamen sie wieder herunter und ergaben sich. 2 Maschinengewehre fielen außerdem in unsere Hände. Zum Schluß konnten wir über 120 Mann abliefern und die 2 Maschinengewehre.

Die Österreicher konnten so ungestört weiter vorrücken.“

Es war ja keine Geldentlohnung, der Erfolg wurde auch nicht so im Tagesbericht erwähnt. Aber ich wollte doch davon Mitteilung machen, weil die Rumänen geschrieben haben, daß die vergewöhnlichen Bayern ihnen überlegen seien. Der deutsche Soldat überwindet jede Schwierigkeit. Es war eine Freude, unsere Kerls bergauf, bergabtragen zu sehen. Wir sind ein bessisches Regiment. Auch die Hessen überwinden die Berge. Der deutsche Soldat ist eben besser als der rumänische.

Dann schreiben die Rumänen, daß sie uns im Temöser Paß blutige Verluste beigelacht hätten. Bei dem ganzen eben geschilderten Vorgang hat unsere Kompagnie einen Mann verloren, der von einem rumänischen Offizier erschossen wurde.

Umgekehrt ist es richtig, daß die Verluste der Rumänen außerordentlich groß sind, besonders an Toten. Gefangene werden nicht viele gemocht, weil sie zu früh aussternen. Der Krieg in den Bergen ist ein ganz anderer. Die Entfernungen von einer Kuppe zur anderen sind zu groß. Wenn man mit seinen Leuten eine Höhe gestürmt hat, dann ist alles erschöpft. Man treibt zwar sofort die Leute wieder an, dem geworfenen Feind zu folgen. Aber der reißt aus, schneller, als wir folgen können. Es mag auch dabei noch mitsprechen, daß man den Rumänen eingeredet hat, wir machten alle Gefangenen nieder.

Na, wie es sein mag. Auf alle Fälle haben unsere tapferen Kerls fast Menschenunmögliches geleistet. (Zens. Wz.)

Crimann, Lt. d. R.



Aus der Kriegszeit.

„Noch ist Polen nicht verloren.“ Wenn wir Deutsche eine Sache noch nicht verloren geben wollen, führen wir häufig die bei uns sprichwörtlich gewordene Redensart „Noch ist Polen nicht verloren“ an. Dieses Wort hat jetzt durch die Proklamierung Polens zum Königreich eine ganz neue Bedeutung erlangt. Im Hinblick darauf, daß die sprichwörtliche Redensart gerade in Deutschland viel gebraucht wird, ist es von besonderer Wichtigkeit und von besonderem Interesse, zu betonen, daß gerade Deutschland durch seine Waffenerfolge und durch seine Politik das Meiste dazu beigetragen hat, um das Königreich Polen wiederherzustellen. Das Wort „Noch ist Polen nicht verloren“ bildet die Übersetzung des ersten Verses des polnischen sogenannten Dombrowski-Marsches: „Jeszcze Polska nie zginela.“ Dieser Dombrowski-Marsch, der eins der bedeutendsten polnischen Nationallieder darstellt und dessen Verfasser leider unbekannt geblieben ist, bedeutet die polnische Antwort auf den ihrem heldenhaften Führer Kosciuszko fälschlich zugeschriebenen Ausruf: Finis Poloniae! (Das Ende Polens). Die amtliche „Südpreussische Zeitung“ hatte in ihrer Nummer vom 25. Oktober berichtet, Kosciuszko sei in der Schlacht bei Raciejowice am 10. Oktober 1794 auf der Flucht in einem Sandhügel stecken geblieben; dort hätten ihm die russischen Kosaken das Pferd unter dem Leibe erschossen und ihn, als er vom Pferde herabsprang, am Hinterkopf verwundet. Auf vier Stangen sei er dann in das russische Lager verbracht worden, wobei er seinen Säbel abgeliefert und dabei ausgerufen hätte: Finis regni Poloniae! Dieses Wort wurde in der abgekürzten Form Finis Poloniae bald zum geflügelten Wort. Als nun der polnische General Dombrowski im Jahre 1796 unter Bonaparte in Italien eine polnische Legion sammelte, wurde bei dieser zum erstenmal das in Rede stehende polnische Lied gesungen, das dann unter dem Namen „Dombrowski-Marsch“ zum polnischen Nationallied geworden ist. Der französische Schriftsteller Graf Louis Philippe de Ségur nahm nun in ein von ihm im Jahre 1800 herausgegebenes historisches Werk die Erzählung der „Südpreussischen Zeitung“ mit dem Kosciuszko zugeschriebenen Ausspruch auf. Daraufhin richtete Kosciuszko, der nach dem unglücklichen Ausgang der polnischen Erhebung gegen die Russen als politischer Flüchtling in der Schweiz lebte, an den Grafen am 12. November 1803 einen Brief, in dem er es auf das entschiedenste in Abrede stellte, bei seiner Gefangennahme auf dem Schlachtfelde von Raciejowice den im zugeschriebenen Ausruf getan zu haben. Der noch heute als geflügeltes Wort viel gebrauchte Ausruf: Finis Poloniae ist also ebenso unhistorisch, wie die „letzten Worte“ sind, die der Fürst Jos. Ant. Poniatowski getan haben soll, als er sich am 19. Oktober 1813 zu Leipzig in die Elster stürzte: „Gott hat mir die Ehre der Polen anvertraut, ich werde sie nur Gott zurückbringen.“ Der Gewährsmann für diesen Ausspruch ist einer der französischen Grenadiere, die nach der Behauptung des phantasiervollen französischen Journalisten Rougemont in der Schlacht bei Waterloo den Ausruf des Generals Cambronne gehört haben sollen: „Die Garde stirbt und ergibt sich nicht.“ Der General hat, wie er selbst ausdrücklich erklärt hat, diesen Ausspruch nicht getan, den offenbar Rougemont erfunden hat. Da

Poniatowski in den Fluten der Elster seinen Tod gefunden hat, war er nicht in der Lage, den ihm zugeschriebenen Ausspruch in Abrede zu stellen.

Der verkannte Schühengraben. Ein braver, aber nichts weniger als lebensgefährlicher Poilu, so erzählt „L'Oeuvre“, kam eines Tages auf einer Urlaubsfahrt nach Paris. Er war ein einfacher Bauernsohn und erblickte die Hauptstadt zum ersten Male. Da er nach der ziemlich fern gelegenen Kaserne von Neuilly wollte, rieten ihm wohlmeinende Leute, die Untergrundbahn zu benutzen. Irrtümlicherweise stieg er jedoch eine Haltestelle zu früh aus dem Zug. „Ist hier Neuilly?“ erkundigte er sich. „Nein, eine Haltestelle weiter.“ „Ist es noch weit?“ „Fünfhundert Meter ungefähr.“ „Gut“, murmelte der Poilu, „dann gehe ich zu Fuß durch den Graben.“ Ohne daß jemand es merkte, stieg er eine kleine Treppe zu den Schienen hinab und ging seelenruhig durch den finsternen Tunnel bis zur Haltestelle von Neuilly, wo sein Erscheinen kein geringes Aufsehen erregte und man ihm mit Mühe auseinandersehen mußte, daß er während der vielen Monate im Schühengraben kaum jemals einer so großen Gefahr ausgesetzt gewesen sei wie während der letzten Minuten.

Ein russisches Stimmungsbild aus Paris. Die stolzen französischen Berichte über das nach einem Jahr der Dummheit und Lähmung wieder aufgeblühte Leben in Paris werden durch eine russische Schilderung im „Utro Rossiji“ in ein charakteristisches und für die Haltung der Pariser nicht gerade sehr vorteilhaftes Licht gerückt. Auch der russische Berichterstatter beginnt mit einer phrasenreichen Bestätigung der neu erwachten Lebendigkeit auf den Straßen und Boulevards, dann aber lenkt er die Aufmerksamkeit auf das Nachtleben, das dem gerade in Frankreich so oft betonten Ernst der Zeit nichts weniger als zu entsprechen scheint. Besonders getadelt wird das Wiederaufstehen der Spielhäuser, und eine große Anzahl geheimer Spielhöhlen haben nacheinander ihre Pforten von neuem geöffnet. Zwar sucht die Polizei mit allen Mitteln dem Spiellaster Einhalt zu tun, doch der hierbei erzielte Erfolg ist höchst unbefriedigend. Wenn es der Polizei nach langen Mühen endlich einmal gelingt, in einem Stadtviertel eine solche Spielhöhle zu schließen, so werden am selben Tage oder bald darauf in anderen Teilen Dutzende solcher Spielhöhlen eröffnet, die blühende Geschäfte machen. Besonders häufig sind derartige Lokale gegenwärtig im Montmartre-Viertel, wo man gegen Bezahlung des Eintrittsgeldes von 10 Franken und auf eine bestimmte vorher insgeheim ausgegebene Parole eingelassen wird. Auch viele Privatwohnungen wurden in nächtliche Trink- und Spiellokale umgewandelt. So richtete der Portier eines großen leerstehenden Hauses im Zentrum der Stadt einen gehobenen Trink- und Spielpalast ein, in welchem allnächtlich Hunderte von Männern und Frauen bis 8 Uhr morgens diesen Lastern fröhen. Dieses „Les Bagonias“ genannte Lokal ist besonders berüchtigt und besteht, trotz aller Gegenmaßnahmen immer wieder neu eröffnet, seit fast einem Jahre. Erst nachdem der geschäftsfundige Portier das nette Sümme von 500 000 Franken erworben hatte, wurde ihm in allerjüngster Zeit das Handwerk endgültig gelegt. Ebenso wurden erst unlängst in einer einzigen Straße zwölf Spielhöhlen aufgehoben, in denen bei wüsten Hazardspielen in jeder Nacht Dutzende von Tausend frankenscheinen umgelegt wurden. Eine der bekanntesten Erscheinungen der Pariser Gesellschaft, die Marquise Beauhan, soll innerhalb weniger Stunden dort 100 000 Franken verloren haben. Diese Spielwut wird zum Teil auf das noch immer bestehende Verbot der Pferderennen zurückgeführt, da alle leidenschaftlichen früheren Rennbesucher nunmehr darauf angewiesen seien, anderswo Unterhaltung zu suchen. Wegen des Rennverbotes finden in Frankreich seit einigen Monaten zahlreiche Pferdeverkäufe statt, bei denen auch ein früheres Grabiher Pferd und der Renner „Verdun“, der im Jahre 1909 den ersten Preis von Paris in Höhe von 200 000 Franken gewann, ausbezogen wurden. Eine neue Erscheinung in Paris ist das in diesem Sommer zum ersten Mal stark grassierende Heustieber, das sich ganz plötzlich und unerwartet fühlbar zu machen begann, so daß die guten Pariser Bürger neben ihren sonstigen zahlreichen Mägen eine Mägen mehr haben. Da die Pariser Ärzte sich keinen Rat wußten, wandte man sich an den 2000 ärztliche Mitglieder zählenden Londoner „Heustieber-Klub“, allerdings ohne daß bisher diese Bitte um bundesbrüderliche Hilfe von Erfolg gekrönt worden wäre.

Schach

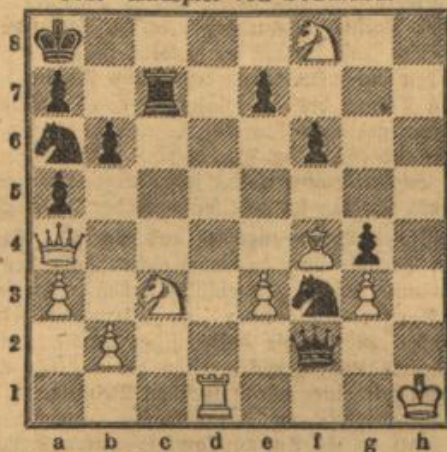
Alle die Schachbecks betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 19. November 1916.

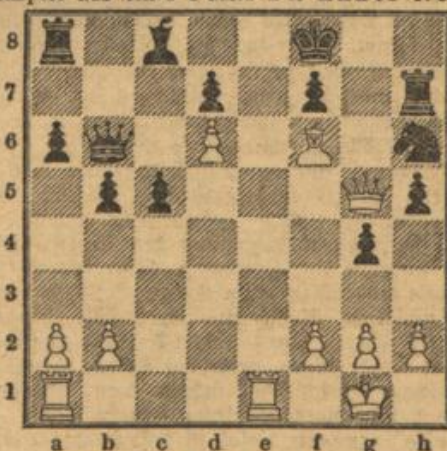
Aufgaben.

501. Endspiel von Stamma.



Weiß am Zuge setzt in 3 Zügen matt.

502. Endspiel aus einer Partie Dr. Exner-Neumann.



Weiß am Zuge sagt Matt in 3 Zügen an.

Partie 187. (Aus Gutmayer: Offensive am Schachbrett.)

Weiß: P. Morphy. Schwarz: Lord Littleton.

- | | | |
|-----------|---------|-------------------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | Dame kommt in Not, |
| 2. f2—f4 | e5×f4 | Neue Feuerlinie droht. |
| 3. Sg1—f3 | g7—g5 | 12. Sc3×e4 De7×e4 |
| 4. h2—h4 | g5—g4 | 13. Lf1—b5† |
| 5. Sf3—e5 | d7—d6 | Die große Offensive setzt nun |
| 6. Se5×g4 | Lf8—e7 | ein. |
| 7. d2—d4 | Le7×h4† | Mit jedem Zuge ins Felde |
| 8. Sg4—f2 | Lh4×f2† | einen andern Stein! — |
- Wie, ist er nicht gescheit?
Freiwillige Frohnarbeit.
Des Gegners Turm frei,
Der Aufmarsch fertig 1, 2, 3!
9. Ke1×f2 Sg8—f6
10. Sbl—c3 Dd8—e7
11. Lc1×f4 Sf6×e4†?
Bauerer Gewinn? — Hirn-
gespinnst!
Sein Tun idiotischer Frohn-
dienst.
13. Ke8—f8
14. Lf4—h6† Kf8—g9
15. Th1—h5 Lc8—f5
16. Dd1—d2 Lf5—g6
17. Tal—e1 Aufgegeben.
Moral: Immer eine andere
Figur
Hetze auf des Feindes Spur.

Die beiden leichten, aber recht gefälligen Endspiel-
aufgaben der heutigen Nummer, sowie auch die beiden
Dreizüger 495 und 496 entstammen den Schachlehrbüchern

Gutmayers, aus dessen letztem auch die heutige Partie.
Gutmayers Art, Schach zu lehren, ist eigenartig und fesselnd,
voll beißendem Witz und sonnigem Humor, nie trocken,
wozu seine meist gereimten Glossen das ihrige beitragen.
Wir machen Schachfreunde darauf aufmerksam, daß ihnen
G. gern sein Mitte Dezember erscheinendes neuestes Werk
auf den Weihnachtstisch legen möchte: „Die Geburt des
Ueberbauern“, ein Buch über das Endspiel. (Beim Ver-
fasser F. Gutmayr, Innsbruck-Mühlau, Reichsstr. 4, gegen
Einsendung von 3.20 Mk., später im Buchhandel 4 Mk.) Wdw.

Auflösungen.

493. 1. f5—f6. — 494. 1. c2—c4
497. 1. Ld3—f5 (droht 2. L×d7). Diese Drohung
zwingt Schwarz zu einem Läuferzug und zwar c2—d3, um,
falls 2. Db7×b3. — 2. d3—c4 ziehen zu können. 2. Lf5
—h7 (gleich Lh7 scheitert an Kc4). 3. L oder D#.
498. Dd8.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., F. B.,
A. Trüpel, H. Wagemann, Dr. Zeitlin, A. Dl., E. K. und
Th. Bodé, sämtlich in Wiesbaden, sowie Lt. d. Res. Julius
Coester, z. Zt. in Wiesbaden, Landsturmmann K. Matthiesen
in Biebrich und Lehrer Wehr in Wüstem. Wir mußten
wegen der vielen gleichwertigen Lösungen das Los ent-
scheiden lassen. Dabei fiel das Buch von Gutmayer an
Herrn Leutnant d. R. Coester und das Taschenbuch von
Stünkel an Herrn Th. Bodé.

Nachträglich gingen noch zu den Nummern 495 u. 496
von Walter Kahn in Wiesbaden und zu 494 von Pionier
Julius Cahn in Brüssel richtige Lösungen ein.

Rätsel-Ecke

(Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.)

Bilderrätsel.



Schleberätsel.

Eskadron, Kanone, Agram, Salbei, Mailand, Spinne, Ariadne.

Vorstehende Wörter sind ohne Aenderung der Reihen-
folge so untereinander zu setzen und seitlich zu ver-
schieben, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen zwei ver-
bündete Staaten benennen.

Im Schützengraben.

Im Schützengraben saß Sepp grad,
(Seit kurzem war er erst Soldat)
Dacht', wie an manchem Friedenstag
Vergnügt auf sonn'ger x er lag.
Wie er d'ran dacht in guter Ruh,
Da riß ihn etwas auf im Nu;
Es war das x, in das zuvor
Ein Herrscher kam, der 'n Kopf verlor.

Rätselfragen.

1. Wie viel Hosenträger braucht man bei einem Paar Hosen?
2. Welche Schuhe zieht man gar nie an und benützt sie doch?
3. Was ist vorwärts — und rückwärts — ein Schornstein?
4. An welchen Leitern steigt der Hausherr nie hinauf, obwohl sie immer am Hause stehen?
5. Auf welchem Wege geht man nicht hin?

Auflösungen der Rätsel in Nr. 550.

Bilderrätsel: Inselbewohner. — Telegraphenrätsel:
Genie, Regal, Feile, Odem, Bart, Schalk, Lupe, Rienzi,
Lenore, Polyp, Devon, Bank, Cyprien. Generalfeld-
marschall Prinz Leopold von Bayern. — Rätsel: Roma,
Amor.



Illustrierte Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 16.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Der Krieg in der Mühle.

Von Max Rosenfeld.

Als Deutschland im Jahre 1870 auch gegen Frankreich Krieg führte, wurden in unserem Grenzstädtchen die Schulferien verlängert, und ich kam der Sicherheit wegen zu meinem Oheim, der auf dem Lande, fern der Grenze, eine Mühle besaß. Dort merkte man nichts vom Kriege, der schon den ganzen Monat August gedauert hatte. Wann und wie die Entscheidung kommen sollte, das wußte niemand. Obgleich ich als Junge am liebsten mit in den Krieg gezogen wäre, gefiel es mir doch auch ganz gut bei meinem Oheim auf dem Lande, wo die Mühle eine große Anziehungskraft für mich hatte.

Die Mühle stand auf einer Anhöhe, rings von Feldern umgeben, die sich auf einer Seite bis an den Saum eines Waldes erstreckten. Auf der anderen Seite führte eine breite Landstraße vorbei an des Oheims Wohnhaus. Daneben ging es durch einen Torweg in einen großen Hof, wo sich die Stallungen und Wagenschuppen befanden. Dort stand auch die Hütte des treuen Hofhundes „Wächter“.

Der Hof wurde von einer großen Scheune abgeschlossen, wo von der Tenne so schön das lustige „Müppflapp“ der Drescher erklang. Hinter dieser Scheune gelangte man durch einen Obst- und Gemüsegarten endlich zur Mühle.

Das war nun keine gewöhnlich hölzerne Bockmühle, sondern ein wirklicher „Holländer“, aus Backsteinen erbaut. Mehrere Stockwerke hatte die Mühle, wo die blanken Glasfenster gar lustig in der Sonne funkelten.

Dort drehten sich nun bei gutem Winde die Mühlenflügel recht hurtig; aber man durfte der Seite nicht zu nahe kommen, wo sich die Flügel gerade befanden, da man sonst erfaßt wurde und hoch in die Luft flog. Deshalb stand auch eine Warnungstafel auf einer Stange am Mühlenweege.

Mein Oheim und die Tante besaßen nur ein Kind, ein Töchterchen namens Gertrud. Die kleine Base war während der Kriegsferien mein Spielkamerad, und sie verstand gar hübsch zu spielen. Wir beide waren am liebsten in der Mühle; aber nur an windstillen Tagen, wenn die Mühle ruhte, durften wir in Begleitung des Oheims hinein. An Tagen, wo die Mühle arbeitete, mußten wir ihr ferne bleiben. Wenn man dann bis zum Mühlenplatz ging und lauschte, hörte man es aus der Mühle schallen: „Rickeraderickeraderacke!“ Wagte man sich aber doch einmal trotz des Verbotes näher, dann klang es plötzlich: „Du Racker! Du Racker! Du Racker!“ und sink lief man mit bösem Gewissen davon.

Doch die windstillen Tage waren für uns immer Festtage. Wenn der Onkel dann in der Mühle auf der

Hobelbank arbeitete, kletterten wir Kinder überall umher in den Balken und lasen mit Vergnügen die Verse und Sprüche, welche Müllerburschen, die in der Mühle beschäftigt gewesen, dort angeschrieben hatten.

Der Oheim mußte uns immer die Verse erklären, und wir fragten ihn wohl manchmal gar zu viel. Da lasen wir denn auch oft vom Mühlengeist und vom König Saufewind; wir erkundigten uns bei dem Oheim, ob denn das ein und dieselbe Person sei. Da wollte er niemals recht mit der Sprache heraus.

Eines Tages bestürmten wir den Oheim aber doch gar zu sehr in der Mühle, er erzählte uns etwa folgendes: „Mühlengeist“ ist der König Saufewind, ohne ihn und seine Gnade könnten wir Windmüller gar nicht bestehen; denn er bringt im Verein mit der Windsbraut die Mühlenflügel in Gang. Deshalb muß der Müller den König Saufewind gehörig respektieren und die Mahnung befolgen, welche dieser Vers ausdrückt:

„Lobt und preist
Den Mühlengeist,
Preiset seine Güte,
Daß er euch behüte!
Gebt ihm auch ein Teufchen Spreu,
Daß er euch gar gnädig sei!“

Handelt der Müller dannach und hat er dem König Saufewind seinen Napf mit Spreu vor die Tür gesetzt, so fängt alsbald die Mühle an toll zu mahlen, und das Rickeraderacke ertönt immer schneller. Nach einer Weile ist der Napf vor der Tür leer, die Spreu hat Saufewind als seinen Tribut genommen. Keiner sah den Mühlengeist bisher, denn am Tage ist er unsichtbar; nur des Nachts soll er in der Mühle greifbare Gestalt annehmen, man will oft nächtlich furchtbares Getöse vernommen haben.

Schon lange hatte der Oheim, als er so erzählte, in allen seinen Taschen gesucht, jetzt sprang er auf und kramte in der Mühle — alles um und um. Er hatte nämlich Nicksäcke verladen und seine Taschenuhr, ein altes Erbstück, beiseite gelegt, um sie dabei nicht zu beschädigen. Nun konnte er die Uhr nirgends wiederfinden, und er behauptete, sie auf eine Fensterbank der Mühle gelegt zu haben.

Wir halfen suchen, aber vergebens. Die Uhr blieb verschwunden. Da es nun bereits dunkel wurde, trieb uns der Oheim ärgerlich aus der Mühle. Dabei waren wir doch ganz unschuldig. Doch der Oheim schloß die Mühle zu, und indem er mit uns nach dem Wohnhause hinüberging, sagte er drohend: „Ihr kommt mir nur noch einmal in die Mühle, dann hole euch gleich der König Saufewind!“ Damit hängte er den

großen Mühlenschlüssel an den Nagel im Hausflur, wir aber durften nicht mucksen. Die Tante gab uns die Abend-suppe, und als wir gegessen hatten, gingen wir wie sonst zu Bett. Wir Kinder schliefen in einem Zimmer zu ebener Erde und konnten von unserem Fenster die Mühle sehen, worin jetzt bei Nacht vielleicht gerade König Sausewind sein Wesen trieb. Ach, wer da einmal versteckt hätte zusehen können!

Im Hause war längst alles still, nur ich konnte keinen Schlaf finden, immer mußte ich an die Erzählung des Onkels denken. Am liebsten wäre ich aufgestanden und zur Mühle gelaufen. Den Mühlengeist hätte ich für mein Leben gern gesehen.

Da hörte ich plötzlich ganz leise meinen Namen rufen. Ich bekam einen gewaltigen Schreck, zumal ich fühlte, wie sich in der Dunkelheit etwas meinem Bett näherte und — da wieder mein Name — und noch einmal, ganz nahe bei mir. Ich richtete mich entschlossen auf. — Da fiel das bleiche Mondlicht auf Gertrud, die an meinem Lager stand und mir zuflüsterte: „Komm! Wollen wir zur Mühle gehen?“

Ich sprang entschlossen auf: „Ja, das wollen wir!“ Hurtig kleideten wir uns an. Ich bedeutete Gertrud, so lange sich ruhig zu verhalten, bis ich auf leisen Sohlen den Schlüssel der Mühle von seinem Nagel geholt. Zitternd, daß es mir mißlingen könnte, versuchte ich mein Heil. Aber es ging alles gut: ich brachte den Schlüssel.

Bald waren wir zum Fenster hinaus. Der Mond schien hell, deshalb schlichen wir gebückt im Schatten über den Hof, wo uns der treue Wächter freudig entgegen sprang, denn er war nachts von der Kette los. Glücklicherweise gab der Hund seine Freunde nicht durch laute Töne zu erkennen; so gelangten wir an den Stachel-beersträuchern entlang ohne Hindernisse zur Mühle.

Die Mühle lag ruhig da, nur schienen ihre Flügel gar gespenstisch, gleich warnend erhobenen Menschenarmen. Jedoch mutig steckte ich den Schlüssel in die Tür und drehte herum. Das gab einen knarrenden Ton — die Tür der Mühle sprang auf, und schnell schlüpfen wir hinein. Nun wollte der Hund uns nach, aber ich trieb ihn zurück und schloß von innen zu. Wächter schnupperte noch einige Male, dann trabte er davon.

Schnell versteckten wir uns in der Spreuklepe, wo wir gerade nur mit den Augen und mit der Nase heraussehen konnten. So knarnten wir der kommenden Dinge. Aber es blieb alles still, und wir wurden schon schläfrig.

Soeben hatte die Uhr vom Wohnhause die zwölfte Stunde verkündigt, als ein Geräusch wie ein tiefer Seufzer durch die Mühle ging. Und noch einmal seufzte es. Das Gebälk ächzte und krachte, ein heftiger Wind fuhr daher, und — „rickederackederickederack“ ging die Mühle.

Doch plötzlich stand wieder alles still, die Wände der Mühle traten weit zurück und waren durchsichtig wie Kristall; der helle Mondschein flutete herein und erleuchtete den Raum.

Und sieh! und sieh! — die alte Hobelbank in der Ecke hat sich in einen prächtig goldenen Thronessel verwandelt, der ganze Fußboden der Mühle ist weiß und glatt mit Mehl bestreut. Durch die Glaswände nicken farbig glühend und viel größer als sonst die Blumen des Feldes. Neulsharfen beginnen da auf einmal, und ach! o, Wunder! — den Mehlsäcken wachsen plötzlich Arme und Beine, alle beginnen nach der Musik zu tanzen.

Und sieh! und sieh! — herbei eilen kleine Hafermännlein und Gerstenfrauen, Roggenmännlein und Weizenfräulein, die sich lustig unter die Mehlsäcke reihen. Und sieh! und sieh! — aus allen Ecken kommen die Mäuse, die Ratten, ja, selbst die Fledermäuse vom Dach. Alles dreht sich in fröhlichem Tanze. Der Mühlenkater macht mit spassiger Würde den Tanzmeister und streicht sich herausfordernd den Schnurrbart, indem er stolz zwischen den Tanzenden dahinschreitet.

Der Tanz nahm ein immer tolleres Tempo an, und ein Getöse, ein Geschrei gab es dabei ab, daß man sich die Ohren zuhalten mußte. Da fingen alle plötzlich an im Chor zu singen, gar pußig klangen die verschiedenen Stimmen durcheinander. Besonders hörte man den feinen Diskant der Mäuslein und den tiefen Brummhaß der dicken Mehlsäcke. Ich verstand folgenden Vers:

„Sausewind,
Sausewind
Hilf uns mahlen Mehl geschwind!
Rickederackederickederack!
Korn auf den Stein,
Mehl in den Sack!
Rickederackederickederack!
Sausewind,
Sausewind,
Hilf uns mahlen Mehl!“

Doch da fuhr auf einmal wieder ein so starker Windstoß durch die Mühle, daß alle Tänzer und Sänger glatt zu Boden fielen, während die Musik in einem langgezogenen Ton ausschillte.

Durch die Tür schritt jetzt ein gewaltig dicker Kerl herein mit aufgeblasenen Backen, der schritt majestätisch durch die Reihen der am Boden Liegenden dahin. Seine Augen strahlten feurige Blitze, sein Bart und Haar glückte weißen, wallenden Wolken, auf dem Haupte trug er eine Krone, die war aus lauter Hagelkörnern zusammengeflocht. Anstatt einer Halskrause hatte er einen großen Mühlstein um, der ihm so leicht zu sein schien, als ob er aus feinstem Gewebe bestünde.

Indem der Dicke nun mit strengen Augen auf und abging, rief er mit einer Stimme, die wie Donner grollen klang:

„Ich bin der König Sausewind,
Ich bin es, ich allein!
Steht auf, ihr Knechte, auf geschwind,
Und stellt euch in die Reihe!
Will sehen, ob alle proppre sind
Und hübsch adrett und fein.“

Da standen alle auf und stellten sich in schön abgemessenen Reihen. König Sausewind setzte sich auf den Thron und donnerte wieder los:

„Denn wißt: heut kommt mein trautes Lieb,
Die Windsbraut, auf Besuch,
Und wer nicht brav und wacker blieb,
Der fürchte meinen Fluch . . .
Habsch! . . . Habsch! . . .“

Hier mußte er niesen, das klang wie ein ganzes Gewitter, und alle schwankten und fielen wieder zur Erde. Als sie sich nun erhoben und wieder in Reihen aufgestellt hatten, polterte der Gewaltige von neuem: „Seid ihr alle da?“

Und die ganze Gesellschaft schrie durcheinander: „Ja, ja, ja!“

Drauf wieder der König: „So bringt mir die Spreu zum Nachtmahl herbei!“

Gleich brachten zwei Mehlsäcke einen Napf mit Spreu. Jedoch wutentbrannt blies König Sausewind in die Backen, so daß die Spreu davonflog, der Napf krachend niederfiel. Alle stürzten wieder hin. Zornsprühend schrie der Tyrann:

„Nach solchem Deut ich nicht begehrt,
Bringt mir die volle Kepe her!“

Ach, du lieber Himmel! Wagten wir Kinder uns bisher in der Kiepe nicht zu mucksen, so zitterten wir jetzt dicht aneinandergeschmiegt wie Espenlaub, denn zwei Mehlsäcke erfaßten uns mit der Kiepe und setzten sie mit unterwürfiger Gebärde vor den König.

Als der uns sah, machte er vor Erstaunen nur „Piff!“ Doch erzeugte dieses schon einen so starken Luftzug, daß die Kiepe umfiel und wir Kinder uns auf dem mehligen Boden umherwälzten.

Ein wiehernendes Gelächter erscholl im Kreise. Aber der König blies, und alle fielen nieder.

„Wer seid ihr, und wie könnt ihr es wagen, zu verbotener Zeit hier einzudringen? Antwortet!“ herrschte er uns an.

Doch Gertrud und ich, wir knieten gemeinsam nieder vor dem Gereizten und baten mit weinerlicher Stimme:

„Ach, lieber König Sausewind,
Ach, laß uns doch heraus geschwind!
Hab Erbarmen
Mit uns Armen,
Wir verletzten das Gebot,
Ach, wie groß ist unsere Not!“

„Wie,“ donnerte uns Sausewind entgegen, „ihr argen Sünder, ihr wollt noch Gnade, ihr wagt noch zu bitten? Wo habt ihr die Spreu, meinen rechtlichen Teil? He? — Aufgefressen habt ihr sie! Nun wohl, ihr selbst sollt mir eine schöne Abendspeise werden. . . . Auf, Knechte, ergreift diese Übeltäter, die ihr Leben verwirkt haben! Hinein mit ihnen in den Trichter!“

Schon wurden wir von festen Händen wieder in die Kiepe gepackt, man schleppte uns zum Trichter; schon holte der König Sausewind tief Atem, um die Mühle zu unserer Zermahlung in Gang zu bringen; schon glaubten wir, unser letztes Stündlein schlage, und unser Wehgeschrei erfüllte kläglich den Raum — als plötzlich wieder Aeolusharfeentöne erklangen. Alles stakte — die Tür flog auf, und herein fuhr auf einem wunderhübschen, von vier Eseln gezogenen Wägelchen die Prinzessin Windsbraut mit flatterndem Haar, hinterher trotteten lauter kleine graue Wolfenmännlein, die alle hübsche Papierwindmühlen hochhielten, welche sich lustig drehten.

Nachdem die Windsbraut einigemal im Kreise herumgefahren und von allen ehrerbietig begrüßt worden war, hielt sie an vor dem König. Dieser stieg herab und ging ihr freudig entgegen. Dann führte er sie hinauf zum Thron und ließ sie an seiner Seite sitzen.

Wie war die Windsbraut schön! Ihre Haut schimmerte zart wie Kämmerwölflchen, ihre Augen glichen Sternen, ihr wehendes Haar, auf welchem sie auch eine Krone aus Hagelkörnern trug, glück schimmernden Sonnenstrahlen. Was aber das Merkwürdigste war: sie trug als Halschmuck an einer Kette die verschwunden gewesene Uhr des Oheims.

Nun begannen die anderen alle wieder einen hübschen Tanz vor dem thronenden Paar aufzuführen, selbst die kleinen Wolfenmännlein tanzten mit.

Wir glaubten und hofften, in Vergessenheit geraten zu sein. Ich maß schon heimlich mit den Blicken den Zwischenraum von uns bis zur Tür, um bei dem allgemeinen Durcheinander mit Gertrud flink entzuschlüpfen zu können, — als der König ein donnerndes „Halt!“ gebot.

„Genug einstweilen,“ fuhr er fort. „Schüttet jetzt die beiden Vorwichtigen in den Trichter, damit sie zermahlen werden und meiner holden Braut und mir als Speise dienen!“

Ach, wir wären verloren gewesen; aber es geschah etwas Unerwartetes: die Windsbraut selbst stieg vom Thron hernieder und breitete schützend die Arme über uns.

„Ich nehme die kleinen Menschenkinder in meinen Schutz,“ so sprach sie. „Und zum Zeichen, daß keiner ihnen nahen darf, schenke ich ihnen diesen Talisman.“

Damit nahm sie des Oheims Uhr von ihrem Halse und legte sie zu uns in die Kiepe.

Jetzt wurde König Sausewind aber gar zornig. „Wer wagt gegen meinen Befehl zu trozen?“ schrie er. „Knechte, ergreift die beiden Freveler!“

„Sie sind in meiner Hut!“ rief hoheitsvoll die Windsbraut.

Da donnerte Sausewind wütend mit seiner Stimme und blies, daß alle umfielen. Nur unsere Beschützerin blieb aufrecht stehen und hielt uns fest. Laut rief sie: „Herbei, herbei, ihr meine Getreuen, auf zum Kampf!“

Nun eilten plötzlich von allen Ecken und Enden so viel graue Wolfenmännlein herzu, daß es aussah, als wäre alles mit Gewitterwolken bedeckt. Ein grenlicher Tumult entstand, und ehe man es sich versah, war ein heftiger Kampf zwischen den Parteien ausgebrochen. Die Wolfenmännlein nahmen ihre Papierwindmühlen in die linke Hand und sangen damit die heftige Luft auf, die Sausewind aus beiden Backen blies; so fielen die tapferen Männlein nicht um. In der rechten Hand aber führten sie spitze Degen, damit hieben und stießen sie auf das Mühlenwolk ein, daß es nur so eine Art hatte.

Jetzt begann auch die Windsbraut zu blasen, und zwar so stark, daß alle feindlichen Kämpfer niedergelegt wurden und selbst König Sausewind umfiel und immer im Kreise auf seinem Mühlenradhalskragen umherrollte.

Plötzlich wurde es stockfinstere Nacht, dann machte ein heftiger Donnerschlag alles erzittern, — feuergeraben umlohten uns, und — wir erwachten.

Der ganze Geisterputz war verschwunden. Die helle Morgen Sonne flutete durch die offene Mühlen tür — und mit zornfunkelnden Augen stand der Oheim vor uns, während der treue Wächter schweißwedelnd um unsere Kiepe sprang.

Der Donnerschlag, den wir vernommen, war des Oheims gewaltiges Öffnen der Tür gewesen; denn er hatte den Schlüssel an seinem Nagel vergeblich gesucht und glaubte gewiß, die Franzosen seien eingebrochen. Wie staunte er nun, uns Sünder in der Spreukiepe vorzufinden.

Der Oheim war sehr zornig, schon hatte er die Hand erhoben, — da eilte die Tante laut rufend herbei und schwenkte ein Zeitungsblatt: „Die Deutschen haben bei Sedan über die Franzosen gesiegt!“ schrie sie jubelnd. Da leuchtete des Oheims Gesicht freudig auf, er hob uns aus der Spreukiepe und gab uns mit Siegestränen in den Augen einen Kuß, und es herrschte Friede und Freude.



Die Hühner und der Pfau.

Von R. Sylvestor.

In reicher Mühlenbesitzer hatte einen Pfau gekauft. Als nun der prächtige Vogel das erste Mal im Hofe einherstolztierte, da geriet das ganze Hühnervolk in Aufregung und Staunen. Hatte doch selbst das älteste Huhn noch eine solche Erscheinung noch nie gesehen. Die Glucke jaunt ihren Küchlein, wie all die andern Hühner wurden nicht müde, den prächtig schillernden Fremdling zu bewundern. „Das muß doch etwas ganz Vornehmes sein,“ sagte sich jedes der Hühner, „denn auf dem Kopfe trägt er ja gar eine Krone!“ Und voller Ehrfurcht ging ihm deshalb alt und jung, als er so stolz einherschritt, aus dem Wege. Und als er gar mit seinem langen, prächtigen Schweife das erste Rad schlug, da nahm das Staunen ringsum kein Ende — etwas Schöneres gab es im ganzen Mühlenhofe wirklich nicht. Wie unbedeutend und gering solcher Pracht gegenüber kamen sich alle Hühner vor!

Einige sprachen besorgt: „Da wird unser Stündlein wohl bald geschlagen haben — paßt einmal auf: wir werden alle verkauft, und der Müller wird sich dafür solche Hühner anschaffen,“ denn daß der schöne Fremde ein Verwandter sein müsse, hatten die Klügeren doch erkannt. Wäre er nicht so stolz gewesen, so hätten sie ihn fragen können, wer er sei, wo er bisher gewesen und was er hier am Mühlenhofe soll — so aber wagte sich selbst die neugierigste Henne nicht an den vornehmen Fremden heran.

„Wo ist denn nur unser Herr und Gebieter?“ fragte da jemand aus der aufgeregten Hühnerschar. Wirklich, an den Hahn hatte bisher niemand gedacht. Aber da kam der Vermittler eben auf die Hofmauer geflogen und ließ mit lautem Flügeltschlag sein kräftiges „Kikeriki!“ ertönen. Sein scharfes Auge sah auch bald den Pfau und die lebhaft Unterhaltung seiner Hühner, und als er nun herniederflog, wurde er so gleich von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Der erfahrene Hahn aber befiel bei allem Staunen und Bewundern der Hühner seine würdevolle Herrscherrolle. Als jedoch einige ihre Besorgnis aussprachen, daß der Mühlenbesitzer jedenfalls die

Abficht hege, sämtliche Hühner abzuschaffen und dafür solch schöne Fremdlinge einzuführen, da mußte der sonst so ernste Hahn laut aufschreien. Dann aber rollten seine Augen, und er begann also in strafendem Ton:

„Ihr Thörimmen! Von diesem Fremden laßt ihr euch den Kopf verwirren, nur, weil ihn die gütige Natur mit einem glänzenden Gewande geschmückt hat! Nach eurer Rede, so will mir dünken, glaubt ihr, daß dieser etwas recht Hohes, Vornehmes ist, vor dem wir uns schämen müßten. Keineswegs, ich bin ja mit ihm aufgewachsen drüben am benachbarten Gutschhofe. Er ist auch nur ein Hühnervogel wie wir, Pfau ist sein Name und seine Heimat, gleich der unfrigen, das ferne Märchenland Indien. Dort lebt er frei im Busch neben Tigerkaze und allerlei Schlangenbrut. Hierzulande hält man ihn nur als eine Hofzierde. Wer also glaubt, daß der

Pfau uns Hühner verdrängen könnte, ist ein Tor. Nichts kann er dem Besitzer bieten als eine Augenweide durch sein schillerndes Gewand und das prächtige Rad — sein Hahnschrei dagegen ist geradezu häßlich. Nein, nein,“ fuhr der Hahn fort, „wir haben nichts zu befürchten. In unserem schlichten Kleide können wir zwar weniger den Hof zieren, unser Nutzen für den Besitzer ist aber viel größer, als der dieses Holzen Fremdlings. Merkt euch also in Zukunft,“ schloß der Herr und Gebieter des Hühnerhofes seine Standrede, „daß man niemals jemand nach seiner Außenseite beurteilen darf! Denn unter dem schönsten Gewande steckt nur zu oft weniger Gutes und Nützliches, als unter einem schlichten einfachen.“

Da zerstreuten sich die Hühner, zwar etwas beschämt, aber auch beruhigt und zufrieden, zumal der Pfau eben seine häßliche Stimme wieder erlösen ließ.

Seemannssprache.

Manche Wörter der Seemannssprache sind Erbstücke aus der Urzeit der Germanen, als diese noch an der Süd- und Ostküste des Baltischen Meeres wohnten. Sie haben daher ihre Entsprechungen bei den Engländern, Griechen, Holländern und selbst bei den alten Angelsachsen und den Wikingern des Nordens. Eine stattliche Reihe ist auch in der niederdeutschen Mundart zu finden, die wieder die Fundgrube für den hochdeutschen Wortschatz geworden ist. Von der Küste haben die Wörter erst in ziemlich junger Zeit ihren Weg ins Binnenland genommen. Boot ist erst im 16. Jahrhundert aus der niederdeutschen in die hochdeutsche Sprache hinübergewandert. Es heißt altnordisch *bait*, angelsächsisch *bat* und wird mit dem altnordischen *bile* = Balken in Verbindung gebracht, das an den Einbaum, die ursprüngliche Form des Bootes, erinnert. Auch *Bord* ist aus dem Niederdeutschen entlehnt. Es bedeutet bei den Küstenbewohnern daselbe, was der Oberdeutsche mit *Rand* oder *Rampf* benennt. Das *Bachbord*, die linke Seite des Schiffes, bedeutet eigentlich *Rückenbord*, von dem altgermanischen Wort *bak* = Rücken abgeleitet. Der Ausdruck knüpft an die alten Wikingerschiffe an. Sie hatten das Steuer, den Riemen, nicht an dem Hintersteven, sondern an der rechten Seite, so daß der Steuermann der linken Seite den Rücken zulegte. Steuerbord, die Bezeichnung der rechten Seite des Schiffes von hinten aus gesehen, ist gleichfalls aus der alten Zeit überliefert, in der das Schiff auf der rechten Seite gesteuert wurde. Das Wort *Slagge* ist wohl von der skandinavischen Halbinsel gekommen und durch Vermittlung des Niederdeutschen erst im 30. jährigen Kriege in die hochdeutsche Sprache übergewandert. Einen älteren Sitz in der hochdeutschen Sprache hat das Wort *Heck* = germanisch *haljo*, das, wie es scheint, *Latten- oder Gitterwerk* bedeutet hat. Früher hatten die Schiffe am Heck nicht eine feste Bordwand, sondern Stützen, die mit Tauen oder Ketten verbunden waren und zum Schutz gegen das Überbordfallen dienten. Ein sehr altes Wort ist *Bug*, das *Gelenk* bedeutet. Das aus dem Niederländischen im 17. Jahrhundert entlehnte Wort *Bugspruit*, die Stange, die am Bug hinausragt, läßt den Zusammenhang mit *sprießen* erkennen. Steven ist ein niederländisches Lehnwort und heißt *Stamm*. Während diese Ausdrücke auf die Seemannssprache beschränkt blieben, hat das Wort *Tau*, das erst im 17. Jahrhundert aus dem Niederländischen einwanderte, einen raschen Siegeslauf genommen.

Der gefangene Vogel.

Mein liebes kleines Vögelein,
Wie blickst du stets so traurig drein!
Magst keine frohen Lieder singen,
Magst nicht mehr auf- und niederpringen
Im Käfig mit den gold'nen Stäben,
Und hast doch solch ein gutes Leben,
Stets frischen Trunk und Korn und Kern,
Und alle haben wir dich gern!

O Kind, du weißt nicht, welche Pein
Es für uns heißt: gefangen sein!
Was hilft das sorglos gute Leben!
Könnst' ich hinaus zum Wald entschweben,
In grüne Wipfel dort mich schwingen,
Wie wollt' ich jubeln, wollt' ich singen!
O, gib mich frei, und manches Lied
Singt dir zum Dank der Gast, der schied.

Das Kind war erst voll Traurigkeit,
Dann öffnet es den Käfig weit;
Da hielt's das Vögelein nicht länger,
Husch — wor entflohn der kleine Sänger!
Doch jedesmal, wenn in dem Walde
Ein süßes Vogelgelied erschallte,
Dacht' froh das Kind: das kann es sein,
Das ist gewiß mein Vögelein!

Minna v. Konarski.

Die Neunundneunziger.

Schon mancher wird sich gewundert haben, daß die Apotheker den Spitznamen „Neunundneunziger“ führen. Im allgemeinen nimmt man an, daß er daher rühre, weil die Apotheker an all ihren Sachen „mindestens 99 Prozent verdienen.“ Andere leiten die Entstehung dieses Spitznamens davon ab, daß bei fast jeder Arznei eine Menge von einzelnen Bestandteilen gemischt werden müssen, daß also in sprachlicher Übertreibung „99 Dinge zu einer Arznei“ gehören. Ein mathematisch veranlagter Apotheker aber schreibt der „Königsb. Hartung'schen Zeitung“, daß das Wort Neunundneunziger allein davon herkomme, daß die Buchstaben des Wortes Apotheker in Ziffern ausgedrückt beim Zusammenzählen die Zahl 99 ergeben. Man denke sich das deutsche Alphabet mit dem j durch fortlaufende Zahlen ersetzt, also a = 1, b = 2 usw., so ergibt das Wort Apotheker

a = 1
p = 16
o = 15
t = 20
h = 8
e = 5
k = 11
e = 5
r = 18

99 als Gesamtsumme der zusammengezählten Ziffern.

Ein friesischer Ibykus.

Auf dem Friedhofe des kleinen Dorfes Büttel bei Geestemünde, so schreibt uns ein Mitarbeiter, befindet sich unter einem altersgrauen Deckstein das weit und breit bekannte Grab des Hade Bätte. Das Kirchenbuch berichtet über ihn nur: 1818, den 27. Oktober, ist Hade Bätte auf dem Lesumer Felde, als er aus dem Braunschweiger zum Viehhandel gekommen, ermordet worden. Das Volk aber erzählt sich dazu noch folgende Geschichte, die durch ein Paar auf dem Grabstein gemeißelte Tauben zugleich bestätigt und immer wieder aufgefrischt wird: Kurze Zeit nach der Ermordung des Bätte fand in Dedesdorf Jahrmarkt statt, zu dem auch die drei noch unbekannten Mörder Freese, Hilliken und Kinsel kamen. Plötzlich flog ein Schwarm Tauben auf, und einer der Mörder brach in die Worte aus: „Seht, da sind Hade Bätte sine Duben!“ „Hade Bätte“, fragte man von allen Seiten, „was wißt Ihr denn von Hade Bätte?“ Trotz ihres Leugnens wurden die drei festgenommen, und schließlich gestanden sie auch. Dabei erzählten sie: als sie eben den Bätte in den Sand gestreckt, sei ein Taubenschwarm aufgeflogen, und brechenden Auges habe der Sterbende gerufen: „Ji Duben, ji Duben, bringt jit an den Dag!“ So sei es denn auch gekommen.

Knacknuß.

Drei Knaben Hans, Karl und Fritz besitzen jeder eine Anzahl Äpfel. Hans hat die meisten; er gibt von seinen Äpfeln jedem seiner Kameraden so viel, als jeder von ihnen bereits hat. Dann gibt Karl an Hans und Fritz so viel Äpfel ab, als sie schon haben, und zuletzt tut Fritz mit seinen Äpfeln dasselbe. Nun hat jeder der drei Freunde 8 Äpfel. Wieviel hat jeder anfangs gehabt?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rätsellecke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Ein gewöhnlicher Brief läßt sich auf zehnfache Art mit 15 Pfennig frankieren, nämlich:

1. mit 6 Mark. zu 2 1/2 „	7. mit 2 Mark. zu 2 1/2 „
2. „ 5 „ „ 3 „	8. „ 2 „ „ 5 „
3. „ 3 „ „ 5 „	9. „ 1 „ „ 2 1/2 „
4. „ 1 „ „ 10 „	10. „ 1 „ „ 2 1/2 „
5. „ 1 „ „ 5 „	11. „ 1 „ „ 2 1/2 „
6. „ 2 „ „ 2 1/2 „	12. „ 1 „ „ 5 „
7. „ 4 „ „ 2 1/2 „	
8. „ 1 „ „ 5 „	